

Birte Papenhausen

SALZ IM TEE

Alltag auf Mongolisch –
Begegnungen mit
Menschen und Gott

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

© 2020 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Bilder im Innenteil:

Susanne Rhein: Seite 20, 41, 44, 57, 66, 68, 86, 90, 107, 114, 125, 134, 140, 147, 155, 159, 165, 184, 191, 197, 208, 213

Corrie van der Esch: Seite 70, 127, 157, 175, 194, 199

Sara Nyamjav: Seite 54, 73, 82, 92, 145, 204, 216

Oyunsuvd Byamba: Seite 162

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen.

Weiter wurde verwendet:

Bibeltext der Neuen Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen,

Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft. Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung.

Alle Rechte vorbehalten (NGÜ).

Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart

Titelbild: Foto Birte Papenhausen: © Gisela Schweers

Autorenfoto: © Gisela Schweers

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: Finidr s. r. o.

Gedruckt in Tschechien

ISBN 978-3-7751-6049-0

Bestell-Nr. 396.049

INHALT

Vorwort	9
ERSTE EINDRÜCKE	11
Der Milchtee	12
Mein erster Mongole	15
Mongolische Musik	17
Die Folgen von Babel	20
Das Telefon	22
BERUFE	25
Die ehrliche Postfrau	26
Fahrer Nr. 1 – Der Profi	29
Fahrer Nr. 2 – Der Antiheld	32
Fahrer Nr. 3 – Der Pirat	35
Der betrunkene Pilot	39
Der gnädige Grenzpolizist	41
Der kompetente Flughafenmanager	44
Der Mehlmann	46
Die Tagelöhner	49
Die Lehrerin aus der Wüste	51
Der Gesundheitsminister	54
Der Mann von der Ausländerbehörde	57
Der engagierte Arzt	59
KULTUR	63
Kommunistische Farbenlehre	64
Von der Hand in den Mund	66
Das ungeschriebene Gesetz des Fahrers	68

Die zu engen Stiefel	70
Ein Brautkleid über Nacht	73
Das reparierte Tor	75
Ein Nachtmahl aus Melonen	77
Kreative Stromversorgung	79
So kostbar wie Fett	82
TIERE	85
Das zutrauliche Yak-Kälbchen	86
Das seufzende Kamel	88
Die zähen Spatzen	90
Die Katze	92
Der geschundene Esel	94
Unser Wachhund Simba	96
Die Mottenplage	99
AUSLÄNDER	101
Die energiegeladene Japanerin	102
Der englische Jurtenbauer	104
Der hilflose Oldtimerbesitzer	107
Die gestrandeten Studenten	110
Die Anthropologin	112
Die Filmemacherin	114
Die Goldsucher	116
NATUR	119
Die mongolische Kälte	120
Der erste Regen	123
Das Blumenbeet	125
Der Sternenhimmel	127
Der Ausritt	129

NOMADEN	131
Die wissbegierige Sprachlehrerin	132
Die tapfere Alte	134
Das »New York des Westens«	137
Der Kasache	140
Der alte Hirte und Weihnachten	143
Wintervorrat	145
Der Wahltag	147
NACHBARN	151
Der Betrunkene	152
Gebet für eine Witwe	155
Ein unerwarteter Helfer	157
Die späte Braut	159
Das Zeugnis der Oma	162
Weihnachten im Schuhkarton	165
SPORT	169
Schlittensfahren	170
Das olympische Gold	172
Der Wettkampf	175
Bogenschießen	178
ORTE	183
Der schwarze Markt	184
Die Oper	187
Das Bett – Mein Rückzugsort	189
Das Duschhaus	191
Im Gefängnis	194
Die Bücherei	197
Der Fluss	199

FREUNDE	203
Der Junge aus der Stadt	204
Die Seelenoase	208
Die Erben des Dschingis Khan	211
Die Seelenverwandte	213
Glaubensgeschwister	216
 Abbildungen	 219



DER MILCHTEE

Eine feste und wichtige Säule der mongolischen Kultur ist der Milchtee. Man kann die Mongolei nicht ohne ihn haben. Immer wenn es wichtig wird, ist er dabei: bei Segnungen, beim Geisterbeschwichtigen, bei Hochzeiten, wenn Gäste kommen, bei Festen, Ritualen und Feierlichkeiten.

Es ist nicht verwunderlich, dass auch viele Touristen in den Genuss kommen, Milchtee probieren zu dürfen beziehungsweise trinken zu müssen. Denn das gebührt die Gastfreundschaft. Der Genuss ist am Anfang fraglich, denn die meistens Touristen denken bei Tee an neutral oder süß – und das macht den ersten Schluck widerlich. In der Mongolei gehört nämlich Salz in den Tee und – wenn einem besondere Ehre zuteilwird – auch noch ranzige Butter.

Das hört sich unangenehm an und für viele Touristen schmeckt es auch so. Aber ich bin davon überzeugt, dass es auf die Erwartungshaltung ankommt. Erwartet man Tee, ist es eklig; erwartet man eine Art Suppe, schmeckt es einem in der Regel gut.

Man darf bei Milchtee nicht etwa an Teebeutel denken. Oh nein, es gibt eine ganz eigene Zubereitung, und die fängt damit an, dass man den aus Stängeln und Blättern gepressten Tee in einem Block auf dem Markt kauft. Zu Hause muss man den Tee erst einmal mit einem Hammer klein schlagen. Die losen Teile bewahrt man dann in einem Glas oder einer Dose auf. Dann macht man Feuer, bringt einige Liter Wasser zum Kochen und wirft den losen Tee hinein. Kurz darauf wird das Salz hinzugefügt. Nicht wenig, denn man soll das Salz auch schmecken. Wenn alles wieder kocht, kommt die Milch dazu. Jetzt muss man aufpassen. Damit der Milchtee seinen unverkennbaren Geschmack bekommt, darf die Milch nicht überkochen. Dazu muss man den Tee immer in Bewegung halten, indem man immer wieder mit einem Gefäß den Tee umgießt. Man nimmt Tee und lässt ihn aus einigem Abstand wieder in den Topf fließen. Dabei verbindet er sich auch mit der Luft. Dieser Vorgang wird viele Male wiederholt. Kurz bevor die Milch überkocht, nimmt man den Topf vom Feuer und gießt den Tee durch ein Sieb in Thermoskannen.

Der Milchtee nimmt eine so zentrale Stelle in der mongolischen Kultur ein, dass ein Schlager, der den Tee der eigenen Mutter besang, wochenlang die Hitlisten anführte und in aller Munde war. Der Milchtee war sogar für uns ein Thema, als wir darüber nachdachten, wie man in der Mongolei angemessen das christliche Abendmahl feiern sollte.

Die Mongolei ist ein Land, das jahrhundertlang schamanistisch, buddhistisch und kommunistisch gewesen war. Doch nun gab es in unserem Ort seit Kurzem eine kleine Gruppe Menschen, die an Jesus glaubten und ihm folgen wollten. Es war noch keine Tradi-

tion vorhanden, wie man das Abendmahl feiert. Da wir keine westlich geprägte Gemeinde gründen wollten, sondern eine, die in der mongolischen Kultur bestehen konnte, war es für uns eine ernsthafte Frage, was man beim Abendmahl trinken sollte. Wein gab es hier nicht, Wodka – ja, Saft – ab und zu, Sirup – oft. Und es gab den Milchtee, der bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlen durfte und mit Ehre, Freude und der geistlichen Welt in Verbindung gebracht wurde.

Obwohl es viele gute Gründe für den Milchtee gab, haben wir uns am Ende – gemeinsam mit den mongolischen Gläubigen – dagegen entschieden. Erstens, weil er weiß ist und das Getränk beim Abendmahl das Blut Jesu repräsentiert, und zweitens, weil der Milchtee eben auch dafür benutzt wird, um böse Geister zu beschwichtigen. Wir wollten auf keinen Fall, dass Jesus mit diesen Geistern in Verbindung oder gar gleichgesetzt werden könnte.

Bei Heimataufenthalten habe ich oft versucht, Milchtee zu kochen, aber er schmeckte nie so, wie es sich gehört. War es das fehlende Feuer, der andersartige Topf, das Wasser oder die Milch?

Fazit ist: Wer echten Milchtee kennenlernen will, muss in die Mongolei reisen.



FAHRER NR. 3 – DER PIRAT

Es gab noch weitere Fahrten, bei denen ich erstaunliche Aspekte der mongolischen Kultur lernte oder erinnerungsträchtige Momente erlebte, aber die meisten hatten nicht direkt etwas mit dem Fahrer zu tun. Deshalb lasse ich sie unerwähnt. Bis auf einen letzten Fahrer.

Die Fahrt mit ihm gehört zu meinen Lieblingserinnerungen, einfach weil er so ganz anders war als der Durchschnitt und sich so anders verhielt, als ich erwartete.

Ich war in der nördlichen Provinz bei einer Freundin zu Besuch gewesen und musste wieder nach Hause. Es war nicht leicht gewesen, eine Fahrt zu finden, aber am Ende war es geglückt und wie immer ging es erst nach dem Sonnenuntergang los. Ich kam zum verabredeten Treffpunkt, sah den Kleinbus, nahm wahr, dass der Beifahrersitz noch frei war, und stieg ein. Es war mal wieder kalt, daher beeilte ich mich beim Einsteigen.

Schon der erste Blick auf den Fahrer erstaunte mich. Er hatte langes Haar, was sehr ungewöhnlich für mongolische Männer ist, trug anstelle einer Fellmütze eine Art Barett, hatte eine Narbe auf der Wange und einen goldenen Ohrring. Meine erste Assoziation war die eines Piraten und ich sollte recht behalten.

Mein zweiter Blick glitt durch den leeren Bus. Das Fehlen der Sitze war nicht unbedingt erstaunlich. Ich hatte schon öfter erlebt, dass man es sich auf seinem Gepäck oder anderen Waren bequem machen musste. Um zu erfahren, wie lange es wohl dauern würde, bis alle Mitfahrer kämen und wir abfahren würden, fragte ich, wie viele Leute er noch erwarte.

»Einen, meinen Neffen«, war die kurze Antwort. Da man in der Mongolei seine Gefühle nicht zeigt, riss ich meine Augen nur innerlich auf, denn so etwas war nun wirklich sonderbar! So viel freier Raum im Auto und nur so wenige Mitfahrer? Aber gut, es hieß auch, dass wir hoffentlich bald losfahren würden. Ich machte es mir auf meinem Sitz bequem und erwartete Small Talk.

Nach dem obligatorischen »Frierst du?« sind normalerweise die ersten fünf Fragen, die mir gestellt werden: »Wo kommst du her?« »Wie alt bist du?« »Hast du Kinder?« »Bist du verheiratet?« »Warum nicht?«

Ich war inzwischen daran gewöhnt, hatte meine Antworten parat und erwartete also genau diese Fragen in dieser Reihenfolge, als der Pirat sich zu mir drehte.

»Und, hast du schon mal einen Wolf geschossen?«

Ich dachte, ich höre nicht recht. Was? Äußerlich ganz ruhig, weil es sich so gehört, antwortete ich: »Nein.« Und nach einer Weile fragte ich: »Haben Sie schon einmal einen Wolf geschossen?«

»Oh ja, viele!«, antwortete er und zog mit einer schnellen Bewegung ein Gewehr hinter meinem Sitz hervor. »Und«, fuhr er fort, »ich fühle es im Blut, heute Nacht werde ich auch einen schießen!« Damit drückte er mir das Gewehr in die Hände. Ich sollte es halten, damit er jederzeit schussbereit sei. Ich saß also mit einem geladenen Gewehr in meinen Händen auf dem Beifahrersitz, der Neffe, der inzwischen gekommen war, auf seiner Tasche hinten im leeren Laderaum und die Scheinwerfer des Kleinbusses tasteten sich durch die Nacht. Ich war nicht ganz sicher, was ich mir für die kommenden Stunden wünschen sollte: Dass wir tatsächlich einem Wolf begegnen und ich so ein Abenteuer live erleben konnte? Oder angesichts der Vorstellung, einen toten, blutenden Wolf im Laderaum liegen zu haben, doch lieber, keinem Wolf zu begegnen?

Die ersten vier Stunden vergingen ohne Wolf und bald sollten wir das einzige Dorf erreichen, das ungefähr die Mitte der Strecke markierte. Wenn man Pech hat, hält der Fahrer dann, um zu essen, was meistens ein bis zwei Stunden Warten bedeutet.

»Wunderbar«, dachte ich daher erleichtert, als der Fahrer an dem Restaurant vorbeifuhr und ich schon hoffte, damit hätten wir das Dorf passiert. Von wegen! Nicht mit meinem Piraten. Jetzt kam der Moment, in dem er seinem Aussehen alle Ehre erwies. Er schaltete die Scheinwerfer aus und fuhr im Schneckentempo durch die wenigen Straßen des Dorfes.

»Ha!«, rief er, der bis dahin kein einziges Wort gesprochen hatte und kein Interesse zeigte herauszufinden, ob und warum ich nicht verheiratet war. Er bremste, sprang aus dem Bus und riss die Ladetür hinten auf. Sein Neffe schien zu wissen, was das bedeutete, denn er sprang ebenfalls behände aus dem Bus und beide verschwanden in der Nacht. Ich saß weiter auf dem Beifahrersitz, das Gewehr noch immer in meinen Händen.

Es dauerte nicht lange, bis sie zurückkamen. Sie hievten etwas Längliches in den Bus und verschwanden erneut. Nach dem dritten angeschleiften Objekt dämmerte mir, was da geschah. Sie stahlen Almetall! Das kann man nämlich teuer nach China verkaufen. Und genauso war's. Wie mein Pirat das Metall ohne Scheinwerfer nur im Mondschein ausfindig machte und wie oft er und sein Neffe solche Raubtouren schon unternommen hatten, weiß ich natürlich nicht. Denn die Fahrt blieb im zweiten Teil genauso schweigsam wie im ersten.

Wir wussten unsere Namen nicht, wussten nicht, woher wir kamen und ob wir Kinder haben. Das Einzige, was ich von ihm wusste, war, dass er schon viele Wölfe erlegt hatte. Aber da war er nicht der Einzige. Und ich weiß, dass er in seiner Art ein Gentleman war. Denn er brachte mich ohne Zwischenhalt, ohne dumme Bemerkungen oder Witze, ohne unfreundliche Gesten, aber mit dem Respekt, mir zuzutrauen, dass ich schon mal einen Wolf geschossen habe und sein Gewehr halten könne, bis zu meiner Haustür.

Es war eine gute Fahrt gewesen: warm, gemütlich, schnell und ohne Wolf. Ich bevorzugte dann doch Altmittel.



DIE ZU ENGEN STIEFEL

Ich war seit einem Jahr in der Mongolei, hatte alle Jahreszeiten einmal durchlebt und mich ein wenig an die mongolischen Modevorstellungen gewöhnt. So war es nicht verwunderlich, dass ich beschloss, mir nicht nur passende Stiefel zu kaufen, sondern sogar welche machen zu lassen. Meine mongolische Mitbewohnerin kannte nämlich eine gute Schusterei und hatte ihre Stiefel, die mir gut gefielen, dort machen lassen.

Gemeinsam gingen wir hin. Die Werkstatt war – wie so viele – in dem Keller eines Plattenbaus. Man trat ins dunkle Treppenhaus, wusste aus Erfahrung, wo die Treppe nach unten ging, bewegte sich vorsichtig eine Stufe nach der anderen abwärts, folgte dann den Stimmen und Geräuschen, bis irgendwann wieder ein Lichtstrahl das Dunkel durchbrach und man wusste, wo man hingehen musste. Die Werkstatt bestand aus zwei Tischen, zwei Nähmaschinen und Material, das in den Ecken und auf dem Boden lag. Die Näherinnen waren sichtlich erfreut über eine ausländische Kundin. Stiefel wolle ich? Kein Problem.

Sie nahmen Maße von Knöchel, Wade und Schienbein, mein Fußumriss wurde auf ein Stück Pappe gemalt und meine Schuhgröße 40 danebengeschrieben. Damit hatten sie alles, was sie brauchten, ich durfte gehen, die Stiefel wären – genau passend zum Herbst – in zwei Wochen fertig.

Ich war erfüllt von diesem Erlebnis und dem Gedanken, zum ersten Mal in meinem Leben passgenau und auf mich zugeschniderte Schuhe zu bekommen. Welch ein Luxus!

Und so ging ich, noch relativ neu in der Mongolei, voller Vorfreude und Erwartungen zwei Wochen später wieder zu dem besagten Plattenbau, tastete mich die Treppe hinunter, folgte den Stimmen und dem Lichtstrahl und erfuhr in der Werkstatt, dass die Stiefel noch nicht fertig seien. Ich solle nächste Woche wiederkommen. Das tat ich und auch die Woche danach. Der Herbst war längst da und schon wieder fast vorbei, als ich nach sechs Wochen endlich meine Stiefel überreicht bekam. Schön sahen sie aus, das Warten hatte sich gelohnt und voller Freude stieg ich in den ersten hinein. Nur um sogleich zu bemerken, dass er nicht passte. Beide Stiefel waren eindeutig zu klein.

Welche Größe das denn sei? Größe 38 kam die Antwort. Größe 38? Ja, aber ich hätte Größe 40. Nein, keine Frau habe Schuhgröße 40, darum hätten sie die Stiefel in Schuhgröße 38 gemacht. Innerlich stand mir der Mund offen und äußerlich versuchte ich höflich darauf hinzuweisen, dass sie selbst auf das Pappstück »Schuhgröße 40« geschrieben hätten. Das Pappstück wurde aus einer der Ecken hervorgezogen und tatsächlich da stand es: 40.

Trotzdem blieben sie dabei: Keine Frau habe Schuhgröße 40. Ich weigerte mich, die Stiefel zu bezahlen. Sie wurden sauer. Ja, wem sie denn bitte diese Schuhe mit dem Wadenumfang verkaufen sollten. Ich sagte, sie hätten gewusst, dass ich Schuhgröße 40 hätte und

in diese Stiefel käme ich ja nicht mal hinein. Entweder, sie machten mir neue oder ich würde zum letzten Mal in dieser Werkstatt stehen.

Sie machten mir neue, diesmal in Schuhgröße 40, sie passten wunderbar und taten mir viele Jahre gute Dienste. Sie hatten es sogar geschafft, die anderen Stiefel trotz des großen Wadenumfangs zu verkaufen – und ich hatte eine Lektion gelernt. Wann immer ich in den darauffolgenden Jahren beim Schneider Kleidungsstücke in Auftrag gab, hatte ich zwar den Stoff selbst ausgewählt und meine Wünsche geäußert, aber wie das Kleidungsstück am Ende aussah, musste ich den kollektiv geprägten und kommunistisch gleichgesinnten Vorstellungen der Hersteller überlassen. Wer war ich, einen Reißverschluss haben zu wollen, wenn jeder Knöpfe trug, einen Pullover zu bestellen, wenn man aus dem verwendeten Stoff Jacken machte, oder locker sitzende Kleidung zu wünschen, wenn man sie eng anliegend trug?

Individualismus ist ein hohes Gut. Aber er ist es nicht wert, sich deswegen mit einer ganzen Gesellschaft anzulegen.



EIN NACHTMAHL AUS MELONEN

Ich saß wieder einmal in einem Jeep und war auf dem Weg in die nördliche Provinz. Da man glaubt, dass im Dämmerlicht die Geister aktiver sind, waren wir erst bei Dunkelheit losgefahren. Wenn alles gut gehen würde, wären wir am nächsten Morgen am Ziel.

Die ersten Stunden lagen bereits hinter uns. Die meisten der Autoinsassen dösten vor sich hin, als der Fahrer hart auf die Bremse trat. Im Lichtkegel seiner Scheinwerfer sahen wir einen anderen Jeep in einer Schlagrinne, also einem ausgewaschenen Schlagloch. Der Fahrer des anderen Autos war vermutlich zu schnell gefahren, hatte die Rinne zu spät erkannt und saß nun fest.

Entsprechend dem mongolischen Ehrenkodex hielten wir an und zogen den Jeep in der Dunkelheit aus dem Schlamm. Als Dankeschön wurden dem Fahrer zwei Melonen in die Arme gedrückt.

Das Ganze hatte etwa eine Dreiviertelstunde gedauert. Inzwischen war es zwei Uhr nachts und wir stiegen wieder ein, die großen Melonen auf dem Schoß. Da die Mongolen gerne teilen, im Hier und Jetzt leben und wir jetzt zwei Melonen hatten, lag es nahe, die Melonen sofort zu essen. Das Problem war: Keiner hatte ein Messer dabei.

»Dann eben keine Melonen«, dachte ich und lehnte mich zurück, um zu schlafen. Aber da täuschte ich mich, denn der Fahrer wollte die Melonen jetzt essen, nicht später. Also fuhr er im Zickzack und suchte mit den Scheinwerfern die Umgebung ab, bis tatsächlich eine Jurte erschien. Sie lag dunkel vor uns – kein Wunder nachts um halb drei.

Der Fahrer fuhr trotzdem hin, hielt an und stieg aus.

»Das kann er doch nicht machen! Mitten in der Nacht eine wildfremde Nomadenfamilie aufwecken und nach einem Messer fragen!«, dachte ich, doch genau das tat er und klopfte an die Tür. Mehrfach und laut. Erst sah man ein schwaches Licht am Jurtenkranz. Etwas später wurde die Tür aufgemacht.

Was dann geschah, zeigte mir wieder einmal, wie verschieden Deutsche und Mongolen sind. Kein Gezeter, keine Vorwürfe, kein Gefühl einer anmaßenden Frechheit. Im Gegenteil, die Nomadenfamilie freute sich, lud uns alle in die Jurte ein, kochte uns Milchtee, hatte natürlich ein Messer und teilte die beiden Melonen in viele Stücke. Dann wurde geredet, getrunken und gegessen. Irgendwann, als die Melonen aufgegessen waren, wollten wir wieder aufbrechen. Doch gab es noch eine Wartepause, denn wenn da schon ein Jeep auf dem Weg in die Nordprovinz vor der Jurte stand, musste das auch genutzt werden. So packte die älteste Tochter schnell ihr Bündel, stieg hinten im Jeep ein und setzte sich einem der Mitfahrer auf den Schoß.

Wenn ich in Deutschland jemanden höre, der sich über zu viel Lärm während der Mittagspause oder einen Anruf nach 22 Uhr beschwert, denke ich im Stillen: »Was würde wohl geschehen, wenn bei dir jemand nachts mit Melonen im Arm klingeln und um ein Messer bitten würde?«